

1. Könige 8,22-24.26-28 Predigt Johannis-Paulus Gemeinde, Karlsruhe-Südstadt, Himmelfahrt 2011-06

König Salomo hat einen prächtigen Tempel für Gott gebaut. Der wird jetzt eingeweiht. Der König hält die Einweihungsrede, sein Gebet ist Teil derselben. Salomo hat beim Bau des Tempels sehr genau die überlieferten kultischen Normen beachtet. Er hat sich das Bauwerk nicht angemaßt. Er wusste sich berufen dazu. Sein Vater David hatte ihm sein Vermächtnis hierfür hinterlassen. Klarer konnte es nicht sein, besser konnte es nicht passen: Der Zeitpunkt für diesen Bau war reif. Es wäre Ungehorsam Gott gegenüber gewesen, wenn Salomo das nicht gemacht hätte.

Salomo breitet seine Arme zum Himmel hin aus. Nicht seine Flügel. Er hebt nicht ab. Sein feierliches Pathos mündet in bescheidene Nüchternheit. Hier steht er und kann nicht anders. Weil er bodenverhaftet ist. Weil die Schwerkraft ihn gnadenlos auf dem Teppich hält. So rot der auch sei.

Wir haben das Nachsehen. Wir sind Zurückgebliebene. In Salomos Tempel muss genauso Staub gewischt werden wie anderswo auch. Und der Boden muss gescheuert werden. Ungeziefer nistet sich ein. Das Gold zieht die Tauben an und sie klecksen es voll. Wenn die Sonne scheint, glänzt es großartig. Bei Regenwetter ist es grau und keiner schaut hin. Das Gold zieht die Feinde an und sie schmieden Eroberungspläne. Der heilige Ort wird Sammelpunkt von Schriftgelehrten, die sich heiliger finden als das gemeine Volk. Zum Quellort des Unrechts. Zur Räuberhöhle. Und dann wird die Kriegsmaschinerie der Babylonier die Tempelschätze rauben und alles plattwalzen. Nur noch Schutt und Trümmer bleiben übrig.

Wir Hinterbleibenden. Wir bleiben dahinter. Wir dringen nicht durch. Wir verstehen nicht, wie es drüben ist. Wir nehmen Abschied. Wir werden verlassen. Alles zerbricht, alles zerfällt.

Kurz bevor ich mich an diese Predigt setze, erhalte ich die Nachricht, dass am Morgen mein Bruder gestorben ist. Aufgefahren in den Himmel. Sitzend zu Füßen Gottes. Gut, dass es jetzt doch so schnell ging, denke ich. Gut, dass er sich nicht mehr lang quälen musste. Er hatte schon so viel gelitten die letzten Jahre durch seine Krebserkrankung.

Ich sehe eine große, helle Wolke, als ich sinnend aus dem Fenster schaue. Ich mag sie nicht. So licht sie sein mag, so gnadenlos ist sie auch. In diesem Vorhang ist kein Spalt. Von hinnen geschieden.

Lukas erzählt Christi Himmelfahrt zweimal, am Ende seines Evangeliums und am Anfang der Apostelgeschichte. Am Ende des Evangeliums kehren die Jünger voller Freude nach Jerusalem zurück. Am Anfang der Apostelgeschichte dauert

es ein bisschen mit der Freude. Da nimmt die Wolke ihn weg vor ihren Augen. Und dann sehen sie ihm nach. Gott muss kräftig eingreifen, um ihren Blick zu lösen. Ein Engel genügt nicht. Zwei Männer in weißen Gewändern stehen auf einmal da. Warum Männer und nicht bloß Engel? Warum männliche Engel? Weil sie wahrscheinlich so etwas sind wie der Cherub am Ausgang des Gartens Eden. Wehrhafte Zutrittversperrer. Wächter, Mahner: „Hier geht's nicht weiter, Leute. Kehr um. Zurück in euer Erdenleben! Ihr habt noch was zu tun. An's Werk!“

Umkehr in die Freude. Vom Rand der Ewigkeit zurück in die Umtrieblichkeit des vollen Alltags. An der Schwelle hinüber tritt die Zeit zurück, wird unbedeutend. Salomo vergisst die wohl geschliffene Einweihungsrede, sieht und hört nichts mehr als die Weite des Himmels. Petrus vergisst auf dem Berg der Verklärung, wer er ist und wo er ist, und möchte nur noch bleiben und schauen. Hiobs Klage verstummt vor den dunklen Wolken des Wettersturms, er vergisst sein Leid im tiefen Eindruck göttlicher Majestät, die sich ihm in den zuckenden Blitzen kundtut. Die Jünger stehen und schauen.

In seinem Himmelfahrtsoratorium hat sich Johann Sebastian Bach den nachschauenden, nachsinnenden, nachdenkenden Jüngern zugesellt und ihren Abschied nachempfunden.

„Ach, Jesu, ist dein Abschied schon so nah?“,

fragt der Bass im Rezitativ.

„Ach, ist denn schon die Stunde da,
Da wir dich von uns lassen sollen?
Ach, siehe, wie die heißen Tränen
Von unsern blassen Wangen rollen,
Wie wir uns nach dir sehnen,
Wie uns fast aller Trost gebricht.
Ach, weiche doch noch nicht!“

Der Alt stimmt ein mit einer der schönsten Liebesarien, die wohl je geschrieben wurden:

„Ach, bleibe doch, mein liebstes Leben,
Ach, fliehe nicht so bald von mir!
Dein Abschied und dein frühes Scheiden
Bringt mir das allergrößte Leiden,
Ach ja, so bleibe doch noch hier;
Sonst werd ich ganz von Schmerz umgeben.“

Da stehen sie, die galiläischen Mannsbilder, und heulen und können nicht mehr unterscheiden zwischen Wolke und Tränenschleier. Verwaist sind sie. Zurückgelassen. Hinterblieben.

Grabhügel oder Wolke - was macht den Unterschied? Er ist nicht mehr da. Der Geliebte ist gegangen. Das Band ist durchtrennt. Nichts Lebendiges verbindet mehr. Das ist Schmerz, das ist Trauer.

Bach hat diese Arie dreimal verwendet: Das erste Mal als Liebesode in einer Hochzeitskantate, deren Partitur verschollen ist. Das zweite Mal im Himmelfahrtssoratorium und das dritte Mal in seinem großen Schlusswerk, seinem musikalischen Vermächtnis, der Hohen Messe in h-Moll. Da ist der Text ein anderer:

„Agnus Dei, qui tollis peccata
mundi, miserere nobis.“

„Lamm Gottes, der du trägst der Welt Sünde, erbarme dich unser.“
Da kehrt Bach vom Himmelfahrtshügel nach Jerusalem zurück. Wohin? Zum andern Hügel: nach Golgatha. Warum? Weil dort, nur dort, der Trost zu finden ist.

„Eilt, ihr angefochtenen Seelen,
geht aus euren Marterhöhlen,
eilt - Wohin? - nach Golgatha!
Nehmet an des Glaubens Flügel,
flieht - Wohin? - zum Kreuzeshügel,
eure Wohlfahrt blüht allda!
Eilt, ihr angefochtenen Seelen,
geht aus euren Marterhöhlen,
eilt - Wohin? - nach Golgatha!“

So antwortet der Bass dem fragenden Chor in Bachs Johannespassion.

Wir richten ein Kreuz über dem Grabhügel auf. Kein Himmelfahrtssymbol. Kein lichtvolles Zeichen der Seelenauffahrt in die Unsterblichkeit. Auch die lieben Englein brauchen wir nicht. Wir schwingen uns nicht zum Engelschor hinauf mit unseren Glaubensflügeln. Wir fliehen nach Golgatha.

Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Hoffnung für unsere Scherbenhaufen. Hirte der Gequälten. Retter der Verlorenen. Arzt der tödlich Gekränkten. Wahrer Menschenfreund.

Da, am Kreuz: Das ist der wirklich *liebe* Gott. Voller Verzeihen, voller Geduld. Voller Fürsorglichkeit. Der wohnt bei uns. Der ist unser Menschenbruder. Das ist der Verantwortungsübernehmer. Der Friedefürst. Der sich unser Leid zu eigen macht. Der mit hinabsteigt in das Reich des Todes. Tiefer, näher geht es nicht.

So sehr liebt Gott uns zurückgebliebene Menschen, uns Gottverlassenen, dass er unsere Leidenswege nicht nur mitgeht, sondern vorausgeht. Damit wir hinter ihm her hinüber kommen. Dort wartet er.

Das scheint nun doch durch die lichte Wolke: Es gibt Zukunft. Es gibt das Zuhause. Es gibt Hoffnung. Da verliert der Abschied seine grausame Endgültigkeit. Da kehrt schüchtern die Freude zurück. Im Zeichen des Kreuzes verliert der Tod sein Allmachtsrecht. Er wird zur Tür in die Heimat.

„Schlafes Bruder“ nennt Bach den Tod in seiner Kantate „Ich will den Kreuzstab gerne tragen“:

„Da leg ich den Kummer auf einmal ins Grab,
Da wischt mir die Tränen mein Heiland
selbst ab.“

Trost, Hoffnung. „Ich bereite euch ein neues Zuhause vor“, sagt Jesus beim letzten Abendmahl den verängstigten Jüngern angesichts des bevorstehenden Kreuzes. Schwer zu glauben angesichts des erbarmungslosen Todes. Aber zugesagt, fest versprochen vom wahren Menschenbruder. Dass es unser Herz erreiche.

Dann kehrt die Freude zurück und uns wachsen die Flügel der Zuversicht.

Amen